Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

9 (4.3.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Mannheims wieder bescheidene Maulbeeranlagen um 1800 angelegt wurden. Auch in der Umgebung der badischen Landeshauptstadt fand die Seidenraupenzucht vereinzelt Eingang. Um für sie unter der Bauernschaft wieder Freunde zu werben, wurden auf der Industrieausstellung in Karlsruhe im Jahr 1821 Fertigfabrikate aus badischer Seide zur Schau gestellt. Sie fanden bei den Besuchern und in der Oeffentlichkeit größtes Interesse, sogar die italienischen Seidenhändler erkannten die Qualität der badischen Seide rückhaltlos an. Warum aber ging die Seidenraupenzucht in den kommenden Jahren wieder zurück? Dieses Mal war es nicht verbitternder Zwang und verfehlte Organisation des Erwerbszweiges, sondern die Verarmung der Bevölkerung durch Kriegskontributionen und Einquartierungen. Abermals verschwanden die Maulbeersträucher von den Ackerfluren. Nur vereinzelt in Gärten konnte sich hie und da ein Baum in unsere Zeit herüberretten. Alte Schreiner erzählen heute noch von der vorzüglichen Eignung des Maulbeerholzes zu feinen Tischlerarbeiten. Einen interessanten Aufschluß über die Handhabung der Seidenraupenzucht zu Beginn des vorigen Jahrhunderts gibt uns ein im Jahr 1834 von dem Mannheimer Amtmann Hout herausgegebenes Büchlein „Aufmunterung zur Seidenraupenzucht in Deutschland und besonders im Großherzogtum Baden". Der Verfasser gibt in seiner Schrift eine eingehende Darstellung der Maulbeerpflanzung, wie sie damals durchgeführt wurde, und der Gewinnung der Seide aus den Kokons. Fast ein Jahrhundert lang hat man in der Kurpfalz der Seidenraupenzucht keine Beachtung mehr geschenkt, bis vor etwa 8 Jahren der Gedanke erneut von Mitteldeutschland her propagiert wurde. In der Tat fanden sich auch im Ruhrraingebiet zahlreiche Landwirte, die einen Versuch mit dem schon mehrfach gescheiterten Erwerbszweig machten und Maulbeerpflanzungen anlegten. Wiederum glaubte die bäuerliche Bevölkerung Unterbadens einen Weg zur Erzielung eines willkommenen Nebenverdienstes gefunden zu haben. Doch auch dieses Mal blieb den Unternehmungslustigen die Enttäuschung nicht erspart. Die Propagandisten der Seidenraupenzucht hatten lediglich ein Interesse daran, möglichst zahlreiche Maulbeerpflanzen und Raupeneier an den Mann zu bringen. In vielen Fällen wurden zwar die gezüchteten Kokons von den Lieferanten der Sträucher abgenommen, jedoch entweder keine Gegenleistung gewährt oder die Züchter solange vertröstet, bis sie schließlich in die Abnahme der Seide statt des entsprechenden Betrages einwilligten. Mancher kleine Landwirt ist dadurch empfindlich geschädigt worden.

Die nationalsozialistische Revolution, die mit eisernem Besen auf allen Lebensgebieten volksschädigende Unternehmen hinwegfegt, hat auch für die deutsche Seidenraupenzucht neue, gesunde Voraussetzungen geschaffen, indem die deutschen Seidenraupenzüchter im Rahmen des Nährstandes organisatorisch im ganzen Reichsgebiet zusammengeschlossen wurden. Der einzelne Züchter ist damit nicht mehr schutzlos ausbeuterischen, mit unwahren Versprechungen arbeitenden Elementen ausgeliefert. Die Tatkraft, mit welcher die bäuerlichen Organisationen mit Unterstützung der Regierung an die Gesundung der Landwirtschaft herangehen, läßt bestimmt erwarten, daß die deutsche Seidenraupenzucht nunmehr einer gesicherten und entwicklungsfähigen Zukunft entgegensehen darf.

Friedrich Singer:

Pflügender Bauer

Kein schöner Bild auf dieser Welt,
als wenn ein Bauer pflügt sein Feld!
Es zerrt der Gaul, die Nüster dampft,
der schwere Huf die Erde stampft,
die Scholle knirscht von Mannestritt,
das Eisen zischt in scharfem Schnitt.

Du, Bauer, bist ein König traun,
dein eig'nes Königreich zu bau'n!
Wie blitzt die blanke Schar im Dunst,
wie krächzt das Krähenvolk um Gunst,
nach Würmern hackend voller Gier,
wenn weiterwandern Mensch und Tier!

Die Furche dort ist bolzengrad,
für einen Acker schier zu schad!
So ohne Krümmung linienrecht
pflügt nur ein altes Erbgeschlecht,
dem schon vom Ahnen wohlgewiegt,
die Furchenkunst im Blute liegt!

Nun steht der Pflug mit einem Ruck!
Der Bauer zieht in schroffem Zuck
das Eisen aus der Erde schwer
und strängt den Gaul zur Wegumkehr;
das Rädlein giegst, die Kette klirrt,
und fleißig weiter wird geschirrt.

Wie raucht dem Roß das nasse Haar!
Es ist noch kühl im Februar,
die Sonne wagt sich kaum herfür,
und doch: der Lenz steht an der Tür!
Es zieht ein Säuseln wundermild
durch Wälder, Berg und Bachgefild . . .

Ich aber steh' an Ackers Rand
und recke rauh die leere Hand;
was starr' ich staunenden Gesichts?
Wir sind so arm und haben nichts!
Wir sind so arm, wir haben nichts!
In meiner Brust es brütend grollt.

Du, Bauer, du verstehst es wohl,
was in mir murmelt hart und hohl:
Ich bin aus Bauernblut wie du,
dein Tun, es käme mir auch zu,
nur Schickung ist's und Zufallslust,
daß ich nicht darf, was du jetzt mußt!

Du bliebest wurzeln tief im Land,
uns andere schob des Schöpfers Hand
den Städten zu . . . da stehn wir nun
und blicken neidvoll auf dein Tun,
weil unsere Faust kein Erdreich faßt,
das dir vielleicht nur Schweiß und Last!

Wie wär's, wenn du jetzt stündest hier,
und ich dort schritte hinterm Tier?
Dann wärest du entscholltt, enterbt,
in Großstadtgrüften gar verderbt,
und ich, geschnitzt aus härterm Holz,
umkrampfte deine Sterzen stolz.

Drum, lieber Bauer, hö'r mich an:
Von uns wär' fähig mancher Mann,
auf eigner Scholle immerzu
den Pflug zu führen — so wie du,
denn Brüder sind wir gleichen Bluts
und Volksgenossen frohen Muts.

Doch ist's halt so im Deutschen Reich:
Ein Bauer kommt zwei Städtern gleich,
für sie und sich führt er den Pflug,
schafft Korn und Brot für all' genug
und ist drum doppelt stolz dabei,
daß er der Nährmann ist für drei!

Merkst du, wie gut es heute geht?
Daran ist schuldig mein Gebet!
Ich schick' dir's nach auf deinem Gang —
wie rauscht dein Blut vor solchem Klang! —
„O schütze Gott mit starker Hand
den edlen deutschen Bauernstand!"

Rasse und Volk

Folge 9 — Sonntagsbeilage des „Führer" — Sonntag, 4. März 1934

Karl Gutmann:

Der Urmensch in Baden

Der badische Heimatboden hat bislang etwa ein Dutzend Fundplätze von Spuren des Urmenschen geliefert. Wenn wir bedenken, daß die Zeit, welche dem Urmenschen zu seiner Entwicklung zur Verfügung stand, sich nach Zehntausenden, ja nach Hunderttausenden von Jahren berechnet, so scheint es uns, als ob Baden nur ab und zu vom Urmenschen begangen wurde. Unser Heimatland war lediglich ein kleiner Winkel von dem ungeheuer großen europäisch-asiatischen, ja wohl auch afrikanischen Siedelungsland, das der urzeitliche Mensch durchschweifte; und es war nicht einmal ein klimatisch irgendwie begünstigter Winkel.

Wir haben uns hier an der gleichen Stelle schon einmal mit dem Urmenschen in Baden beschäftigt und haben damals gesehen, daß wohl der älteste bisher bekannte menschliche Skelettrest in Baden gefunden wurde, daß aber die eigentliche Besiedlung unserer Heimat um Jahrtausende später erst einsetzte, und zwar im letzten Abschnitt der Diluvialzeit. Die Siedler, die aus dem Westen kommen, gehören einer neuen höher entwickelten Rasse an als der oben erwähnte älteste Mensch; sie zeigen den hohen kräftigen Wuchs und das Aussehen des heutigen Europäers, sind demnach als unmittelbare Stammväter desselben anzusprechen.

Wandernde Horden sind es, die über den Rhein zu uns kamen, die gerade da siedelten wo ihnen die Bedingungen günstig schienen, die so lange blieben, als es die Jahreszeit und das Klima erlaubten, die wieder weiterzogen, wenn das Jagdwild durch sie verscheucht worden war, wenn sie der Hunger dazu trieb.

Bevorzugt als Wohngebiet ist Südbaden; und zwar treten hier zwei Siedlungszentren deutlich hervor: einmal der Landstrich um das Rheinknie bei Basel, das Gebiet etwa von Freiburg bis Säckingen, und zum zweiten der Hegau und die obere Donau, die wohl als Ausstrahlungen des Siedelungszentrums an der Stirn des ehemaligen Rheingletschers um Thayngen und Schaffhausen anzusehen sind.

Innerhalb dieser Gebiete dürfte wohl die Station bei Munzingen auf dem Tuniberge eine der ältesten sein. Sie ist zugleich auch eine der berühmtesten und eigenartigsten.

Die Straße von Breisach nach Freiburg führt unter dem Münzinger Kapellenberg vorbei, dem südlichsten Vorsprung des etwa 200 Meter hohen Tuniberges. Wie die Hänge des Kaiserstuhles ist auch das ganze Gebiet der Erhebung mit einer Lößdecke überzogen. Der Kapellenberg selbst bietet gewissermaßen eine weitblickende Warte, von der aus man in die Rheinebene und in die Freiburger Bucht hineinschauen kann; er muß also ein herrlicher Ausguck für den über die Steppe nach Jagdwild ausäugenden Urmenschen gewesen sein. Zugleich gewährte er Schutz gegen jedwede unangenehme Ueberraschung und lieferte in einer Quelle und einem kleinen Weiher das erforderliche Trinkwasser.

Seit langer Zeit schon wurden an dieser Stelle Steinwerkzeuge urzeitlicher Art gefunden, die aber erst nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts wissenschaftliche Beobachtung erfuhren. Kurz vor dem Weltkrieg setzten dann planmäßige Grabungen ein, die den eigentlichen Siedlungsplatz in der Nähe des Weihers festlegten. Er war begraben unter einer drei Meter starken Lößdecke, unter welcher eine alte Kulturschicht von 4,10 Ztm. Mächtigkeit hinzog, und zwar dehnte sie sich auf 30 Meter Länge und 10 Meter Breite aus. Die Oberfläche derselben zeigte Eindellungen, die künstlich hergestellt waren und wohl die eigentlichen Lagerstätten kennzeichneten. Zur leichteren Trockenhaltung und zum Schutze gegen den Schlamm den der Löß bei stärkerem Regen bildet, war die Wohnstätte mit Steinplatten belegt, die aus einiger Entfernung herbeigeschleppt worden waren. Dem gleichen Sinne diente auch die leichte Neigung des ganzen Platzes nach SO. Auf den Steinplatten ließen sich geschwärzte Stellen als einstige Herdplätze erkennen. Zwischen und über ihnen lagen allenthalben zerstreut Steinwerkzeuge und Splitter aus verschiedenartigem Gestein. Besonders zahlreich waren solche Geräte an einer Stelle angehäuft, wo demnach der Sitzplatz des Werkzeugfabrikanten anzusetzen war. Insgesamt betrug die Ausbeute etwa 20 000 Steinsplitter, von denen rund 4 000 als Werkzeuge angesprochen werden müssen. Dazu kommen dann noch Geräte aus Knochen und Ueberreste von etwa 62 erlegten Tieren.

Der Herrichtung dieser Wohnstätte in Munzingen entspricht etwa auch der Siedelungsplatz auf dem Röthekopf bei Säckingen, wenn er auch um einige Jahrtausende jünger sein mag. Dieser Röthekopf ist eine gegen den Rhein zu vorspringende Kuppe der südlichsten Schwarzwaldausläufer. Er steigt oberhalb des Säckinger Bergsees mit steilen Hängen an und ist mit einer Lößdecke überzogen. In dieser lagen nesterweise eingestreut die Lagerstellen des Urmenschen.

Dauersiedelungen des Urmenschen konnten sich weniger in solchen „Freilandstationen" entwickeln, die ja stark den Unbilden des Klimas ausgesetzt waren und darum schon einen erheblichen Aufwand zu ihrer Herrichtung verlangten, als in den von Natur geschaffenen Unterschlupfen, den Höhlen. Bis vor nicht allzulanger Zeit stellten die Höhlensiedelungen bei Thayngen und Schaffhausen die berühmtesten urmenschlichen Wohnstätten dieser Art in unserer Gegend dar. Neuerdings aber hat die Urgeschichtsforschung in Baden eine ganze Anzahl von Höhlen untersucht und darin auch Spuren urmenschlicher Siedelung aufgedeckt. Am Oelberg südlich Freiburg, am Isteiner Klotz hat sich der primitive Mensch wohnlich eingerichtet. Die Lage der dortigen Höhlen gewährte ihm Schutz gegen fremde Gewalten und die Möglichkeit zur leichten Gewinnung des Lebensunterhaltes. Weitere, erst in den letzten Jahren entdeckte Höhlensiedelungen des Urmenschen liegen nordwestlich und nördlich des Bodensees. Während hier der Bildstockfels im Wasserburgertal auf Grund der schwachen Fundschicht lediglich als Unterschlupf schweifender Jäger angesehen werden kann, sind die Buttentalhöhle bei Buchheim (Amt Meßkirch) und der Petersfelsen bei Engen als wichtige Siedelungsstätten erkannt worden. Gerade der letztere stellt eine eigenartige Station dar, die zeitlich zwischen die Siedelung von Munzingen und den Röthekopf anzusetzen ist.

Der Petersfelsen liegt im Brudertal, das sich von Bittelbrunn aus nach Südwesten gegen Engen zu erstreckt. Wenig erhöht über der Talsohle öffnet sich in dem Westhang des Felsens eine Höhle, die von Norden her zugänglich ist durch einen breiten Eingang. Auf der Nordwestseite liegt ein kleineres Fenster, das dem Rauch genügend Abzug gewährte und auch als Notausgang dienen konnte. Die Höhle selbst be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

steht aus einem einzigen Raum, der sich 9 Meter tief und 6 Meter breit in den Felsen hineinerstreckt. Oestlich schließt ein breiter Felsüberhang an, der jedenfalls durch vorgestellte Flechtschirme, vielleicht auch durch ein Reißigdach als Vorplatz im Freien hergerichtet war. Auch hier in der Höhle fand sich wieder eine Kulturschicht von 30 bis 40 Ztm. Stärke mit reichlichen Einschlüssen von Tierknochen und Steinwerkzeugen. Nicht weniger als 320 Kilo Tierknochen konnten gehoben werden. Mit der Reinlichkeit hat es also der Urmensch nicht sehr genau genommen. Der Besen war ein unbekanntes Werkzeug. Die Tätigkeit des Siedlers beschränkte sich auf den Nahrungsgewinn, dem auch die Beschaffung der Steinwerkzeuge diente. Regelmäßig treffen wir darum in den Höhlen den Arbeitsplatz des Handwerkers, der aus den Steinknollen die zierlichen Werkzeuge herausschlug und zurechtformte. Er hockte an einem großen Steinblock, der ihm als Ambos diente. Regelmäßig treffen wir auch den Herd, um welchem sich die Horde sammelte und der aus rohen Feldsteinen aufgebaut war. Gelegentlich liegen auch noch die kugeligen Kochsteine darum herum, die erhitzt in die zu erwärmende Flüssigkeit geworfen wurden.

An Wohnstellen des Urmenschen in Baden können wir etwa sieben aufzählen, an Grabstätten wären lediglich zwei, bestenfalls drei, zu nennen. Bei Berghausen im Kraichgau wurden 1926 zwei im Löß gelagerte Menschenskelette gefunden, die dem Urmenschen zugewiesen werden müssen. Leider aber wurden sie bei der Arbeit zerstört. Es ließ sich nur noch feststellen, daß sie langgestreckt lagen, jedoch fehlte vor allem jede Angabe, die einen Schluß auf eine förmliche Beisetzung gestattete.

Dagegen haben wir offensichtlich Beisetzungen des Urmenschen im Petersfelsen und auf dem Röthekopf und zwar zeigen beide auffällig gleichartige Merkmale. In der Höhle des Petersfelsens traf man unter einer Kalkplatte das Oberkieferbein eines fünf- bis sechsjährigen Kindes. Auf dem Röthekopf lagen etwas unterhalb der oben genannten Fundschicht zwei Gneisplatten nebeneinander. Darunter kam ein menschliches Schädeldach zum Vorschein. Allen Anzeichen nach war der Schädel mit dem Gesicht nach oben beigesetzt worden.

In den beiden erwähnten Fällen handelt es sich um Teilbestattungen. Während auf einer älteren Kulturstufe der Urmensch seine abgeschiedenen Hordengenossen innerhalb der Höhle sitzend beisetzte, geht er am Ausgang des Deluviums dazu über, nur den Kopf als den Sitz der edelsten Funktionen des Körpers und der besten Kräfte im Menschen, in der Wohnstelle aufzubewahren.

Vom Urmenschen und seinem Leben trennen uns Heutige Jahrtausende. Wir möchten auch zu gerne annehmen, daß uns von beiden eine unübersteigbare Scheidewand trennt. Und doch sehen wir nach Osten, nach dem Paradies der Bolschewiken!

Die Grabstätten des Urmenschen zeigen uns, daß er bei allen tierischen Lebensformen eine höhere Vorstellungswelt sein eigen nannte, die über die Grenzen des diesseitigen Lebens hinausführt. Aber gerade diese Welt möchten die Machthaber des Bolschewismus aus dem Herzen des Menschen herausreißen. Wahrlich nur ein kleiner Schritt und der heutige Mensch ist schon jenseits der Gesittungsstufe des Urmenschen gelandet. Aus dieser Ueberlegung aber gewinnen wir die richtige Beurteilung der urmenschlichen Kultur. Daß der Urmensch sich trotz des gigantischen Kampfes gegen die ungeheuren Naturgewalten, trotz der bitteren Not, die ihn vom Beginn bis zum Ende seines Lebens bedrängte, daß er trotzdem sich zu einer höheren geistigen Auffassung emporgeschwungen hat und daß er diese behauptet und weiter entwickelt hat, das zeigt ihn auf dem Wege zum Hochfluge menschlicher Gesittung.

Hermann Fautz:

Der Eisenbergbau im Kinzigtal

Beiträge zur badischen Wirtschaftsgeschichte

Die Zeiten, in denen in den weiten Bergrevieren des Kinzigtales allüberall ein blühender Bergbau umging und die Schmelzöfen rauchten, sind freilich längst vorbei. Meist sind die alten Stollen und Schächte verfallen, in dichtem Gestrüpp die Halden begraben. Vergessen!

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Bergbaues von ehedem, darf indessen keineswegs unterschätzt werden. Manche Gewerkschaft beschäftigte damals weit über 100 Mann, hat Arbeit und Brot in die entlegensten Talgründe gebracht und der Bevölkerung, die in diesen Gebieten mit ihrer Heimatscholle um den kärglichen Ertrag einen harten Kampf sicht, zu besseren Lebensbedingungen verholfen. In den abgelegensten Waldgebieten entstanden die Siedlungen der Bergleute, die meist in der Wahl ihres Bauplatzes nicht wählerisch waren. Oft genug haben sie mit dem Erlöschen des Bergbaues in ihrem Gebiet, sich auch wieder eine neue Heimstätte suchen müssen.

Neben dem Silber, Kobalt, Blei und Kupfer, spielte schon in frühester Zeit im Kinzigtal der Bergbau auf Eisenerze eine große Rolle. Die Herrschaften von Hohengeroldseck, Fürstenberg und Württemberg, die sich von alters her im großen und ganzen in das Gebiet des mittleren und oberen Kinzigtales teilten, ließen denn auch dem Bergbau ihre besondere Pflege angedeihen; sagt man doch, daß der Reichtum der Geroldsecker im 11. Jahrhundert sich auf den blühenden Bergbau, den sie im Prinzbachtal betrieben, zurückzuführen sei.

Das Bedürfnis nach Eisen war im Mittelalter stets groß. Bis zu einem gewissen Grade war auch der Kinzigtaler Eisenerzbau in der Lage, aus den Erzeugnissen der heimischen Erze für sein Gebiet den Eisenbedarf zu decken.

Zu den bedeutendsten Gruben gehörte die „Eisenwand" am Hornkopf nordöstlich von Zell a. H. Dort wurden, zum Teil bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, in mehreren Stollen mächtige Adern von Brauneisenstein abgebaut und verhüttet. Im Zusammenhang mit diesen Gruben wurde auch weiter oben bei den Schottenhöfen, unter dem Mühlstein, auf Eisenerz geschürft.

Weniger von Bedeutung waren die Abbauversuche am Kostberg im Fischerbachertal, in der Nähe der Karfunkelstadt, oder im unteren Osterbach bei Hausach. Selbst bis auf die Höhen der obersten Ausläufer des Mühlenbachtales bei Haslach hat der Bergmann seine Arbeiten vorgetrieben. Freilich kamen die dortigen Schürfe am Schulersberg, im Hintergrund und im oberen Bärenbach über eine rein lokale Bedeutung nicht hinaus.

Die Berggründe des Wolftales gehörten im Schwarzwald von jeher zu den ältesten und wichtigsten Grubengebieten. Es ist dort kaum ein Berg oder ein Tälchen, das nicht seine eigene bergbauliche Vergangenheit hätte, und manche Grube hatte dort guten Klang. In gewaltigen Mengen wurde in ihnen einst Silber, Kupfer und Blei gebrochen, so daß nur die ergiebigsten Baueim Wittichertal dem Schapbacher Bergbau die Waage halten konnten. Auch Eisenerze wurden hier gefördert, so auf mehreren Gruben im hinteren Rankbachtal, im Kurzenbach und auf den Höhen zwischen Erzenbach und Gelbach.

Die hier gewonnenen Erze waren sehr gut und ergaben bis zu 50 Proz. reines Eisen. Sie wurden, nachdem der Schmelzofen bei Wolfach eingegangen war, auf der Amalienhütte bei Geisingen in der Baar, geschmolzen. Am mächtigsten blühte im Wolftal der Eisenbergbau in der 2. Hälfte des 17. Jahrhunderts und hielt sich bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts hinein. Doch reichen hier einige alte Baue zum Teil noch in frühere Zeiten zurück, als man im oberen Happach bei Wolfach ebenfalls Eisenerzadern abbaute. Diese Erze aus dem fürstenbergischen Gebiet des Kinzig- und Wolftales wurden vor dem 30jährigen Kriege zusammen in der Schmelzhütte bei Wolfach zu Eisen verarbeitet.

Die bedeutendste wirtschaftliche Entwicklung erfuhr jedoch der Eisenerzbau durch die Gruben auf dem Hohberg

bei St. Roman, westlich von Schiltach. Ueber dessen 730 Meter hohen Rücken zog einst, mitten durch die Erzgänge, die Grenze zwischen dem Besitz der Fürsten von Fürstenberg und den Herzogen von Württemberg. Beide Herrschaften waren sich in dem Bestreben einig, die vorhandenen Erzlager nach Möglichkeit abzubauen und darauf eine mehr oder weniger blühende Industrie zu gründen.

Im Gegensatz zu den Brauneisensteinadern des mittleren Kinzigtales, schürfte man hier den Roteisenstein, auch roter Glaskopf genannt. Zahlreiche Gänge von schönstem Erz ziehen in Adern bis zu 20 Zentimeter Mächtigkeit durch den Granit der Hochebene und wurden ehedem im Tagbau in vielen Schächten und mehreren, heute noch zugänglichen Stollen, abgebaut. Die Aufbereitung der Erze erfolgte gleich an Ort und Stelle. Aus der einfachen Scheideanstalt, die am hohen Westhang des Berges lag, entwickelte sich später das Hofgut die „Erzwäsche".

Schwierig gestaltete sich der Transport durch die steilen Hänge des Hohberges in das 450 Meter tiefer liegende Kinzigtal. Der schmale Saumpfad am Osthang führt heute noch den rühmlichen Namen „Eselsweg", zum Andenken an die Grauröcke, die einst auf ihm ihre schwere Last, in Säcke verpackt, zur „Schmelze" hinunter schleppen mußten. Hier stand die Schmelzhütte.

Unter dem Herzog Christoph von Württemberg wurde ihre Erstellung im Jahre 1564 angeregt. Man wollte damals zugleich mit den Fürstenbergern die gewonnenen Erze verhütten. Indeß haben sich die Verhandlungen zerschlagen und die Fürsten von Fürstenberg erbauten sich vor den Toren Wolfachs ihre eigene „Schmelze". Der Bergbau auf dem Hohberg wurde nun aber sehr raubbaumäßig betrieben. Ueberall wurde ziemlich planlos geschürft, galt es doch, das nötige Erz für die Schmelzöfen zu beschaffen und den Betrieb einigermaßen rentabel zu gestalten. Die Ausbeute an Eisen betrug hier aus den besten Erzen bis zu 50 Prozent.

Der 30jährige Krieg bereitete dem gesamten Bergbau im Kinzigtal ein jähes Ende. Nur allmählich kam nach dem Friedensschluß in dem dünnbevölkerten Gebiet da und dort eine Grube auf. Doch eine Ausnahme machte der Hohberg. Auf ihm herrschte schon nach wenigen Jahren wieder Hochbetrieb; es galt den gewaltigen Verschleiß an Eisen während des langen Krieges wieder aufzuholen. Was an Erzen aus dem Hohbergrevier zur Beschickung der Schmelzöfen nicht aufgebracht wurde, mußten die Gruben „Georg" am **Burgfelsen bei Wittichen** und die Baue im Kaibach und am **Zellerskopf bei Schiltach** liefern.

So blühte der Eisenbergbau, mit wenigen Unterbrechungen, bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts, um dann vollständig zum Erliegen zu kommen. Zwar wurden nochmals noch mehrere Versuchsarbeiten unternommen, doch hatte der Hohberg, wie die übrigen Kinzigtaler Eisenerzgruben, seine Blütezeit hinter sich. Es konnte mit der Besserung der Verkehrsmöglichkeiten sich die kleine Eisenindustrie im abgelegenen Waldtal gegenüber der mächtigen Konkurrenz aus anderen Gebieten unserer deutschen Heimat nicht mehr halten. Die Schmelzöfen erloschen, die Grubenarbeiten wurden eingestellt und damit ging im Kinzigtal ein Jahrhundert alter Erwerbszweig, reich an Mühen und Entbehrungen, zu Ende. Wir aber wollen nicht vergessen, daß sich unsere Altvorderen hier einst mühten, der Heimaterde in zäher Arbeit zwei der köstlichsten Volksgüter abzuringen: Brot und Eisen.

G. A. Schott:

Die Einführung der Seidenraupenzucht in Baden

Die Mordbrennerhorden des französischen Generals Melac hatten um die Wende des 17. Jahrhunderts die meisten Dörfer der badischen Kurpfalz in Schutt und Asche gelegt. Mehr als ein halbes Jahrhundert dauerte es, bis sich der „Hergottsgarten" von den barbarischen Verwüstungen auch nur einigermaßen erholen konnte. Kurfürst Karl Theodor, der 1742 den kurpfälzischen Thron bestieg, griff mit wahrer Tatleidenschaft alle Pläne auf, die irgendwie seinem Land von Nutzen und vor allem die Landwirtschaft fördern konnten, in der richtigen Erkenntnis, daß sein brandgeschatztes Land nur durch eine existenzfähige Landwirtschaft wieder seinen wirtschaftlichen Aufstieg nehmen würde.

Man schrieb das Jahr 1758 als ein gewisser Peter Rigal in dem Paradiesdreieck zwischen Rhein und Neckar die erste Seidenraupenzucht der Pfalz anlegte. Der Kurfürst glaubte in diesem Erwerbszweig die Möglichkeit zur Gewinnung eines höchst wertvollen und aussichtsreichen landwirtschaftlichen und Handelsprodukts gefunden zu haben und ließ dem Unternehmen weitgehendste Förderung zukommen. Nachdem die ersten Versuchsanlagen sehr günstige Ergebnisse gezeitigt hatten, errichtete die Firma Rigal in Heidelberg eine Fabrik zur Verarbeitung der aus der Seidenraupenzucht gewonnenen Kokons. Das Vertrauen zu diesem neuen Landwirtschaftszweige wuchs in der Bevölkerung, auch der Kurfürst schenkte dem Unternehmen seine volle Aufmerksamkeit. Im Jahr 1774 erhielt die Firma den fürstlichen Befehl, innerhalb der nächsten 6 Jahre mindestens 200 000 Maulbeerbäume im Gebiet der Kurpfalz anzulegen. Dafür wurde der Firma ein Monopol für die Seidenraupenzucht eingeräumt, indem der Handel mit Maulbeerbäumen und die Verarbeitung der Kokons nur ihr als Privileg eingeräumt ward. In dieser protegierten und wirtschaftlich gefestigten Organisation gedieh die Verbreitung der Seidenraupenzucht im kurpfälzischen Land zunächst ganz vorzüglich. Im Jahr 1784 zählte man rund 110 000 Maulbeerbäume, die jährlich 45 000 Pfund Kokons erbrachten.

Die Qualität der in der Rheinpfalz gezüchteten Seide war hervorragend und bekannt. Im größten Absatzgebiet, nämlich in England, zog man die Pfälzer Seide sogar den italienischen Erzeugnissen vor. Hierüber sind uns Berichte der pfälzischen Gesandtschaft in London überliefert. Auch über den Verdienst konnten sich die Bauern nicht beklagen. Während der Hauptsaison verdiente ein Arbeiter innerhalb etwa 50 Tagen bis zu 60 Gulden, zur damaligen Zeit ein Heidengeld!

Der fürstliche Schutz wurde aber gar bald von dem Monopolbesitzer mißbraucht, die Bauern von der Firma rücksichtslos ausgebeutet. Die Erbitterung über die täglichen Schikanen wuchs ständig und lähmte das Interesse an der einst so hoffnungsvollen Seidenraupenzucht. Unter Androhung harter Strafen wurden die Landwirte gezwungen, auf je einem Morgen Ackerland 6 Maulbeerbäume anzulegen. Doch nicht genug damit. Jeder Seidenbauer durfte sein Laub dort ernten, wo er es fand, das Eigentum der Bauern war also nicht mehr geschützt. Nicht nur hatten sie ein schattiges Ackerland das die sonstigen Erträgnisse minderte, sondern sie mußten sich dazu noch gefallen lassen, daß wer da wolle den Boden zertrampeln konnte. Es dauerte nicht lange und auch die Preise für die Kokons sanken, so daß sich die Seidenraupenzucht bald nicht mehr rentierte. Eine Konkurrenz, die etwa die Preise hätte regulieren können, bestand nicht, weil das durch fürstliches Dekret gegebene Monopol nicht durchbrochen werden konnte. Die Bauern waren auf Gedeih und Verderb der Firma Rigal ausgeliefert, die in jeder Gemeinde Obmänner anstellte und den Seidenbau überwachen ließ. Jeweils die zwölf jüngsten Gemeindebürger hatten die Maulbeeranlagen zu pflegen.

Die Wellen der französischen Revolution schlugen 1789 auch über den Rhein herüber. Die verbitterten Bauern hielten ihre Zeit für gekommen, um das unbequeme Joch abzuschütteln. Während der Kurfürst, der die Anbaubestimmungen und das Monopol in bester Absicht zur Hebung der Landwirtschaft erlassen hatte, in München weilte, taten sich die Bauern zusammen und vernichteten die Maulbeeranlagen. Die Bauern hatten binnen kurzer Zeit durch Ausreißen und Verbrennen der Maulbeersträucher ihren fruchtbaren Ackerboden gesäubert, aber auch der Firma Rigal die Existenzgrundlage vernichtet.

Eine zweite, jedoch glücklichere Periode brach für die Seidenraupenzucht in der Kurpfalz an, als in der Nähe

Baden-Württemberg
BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK